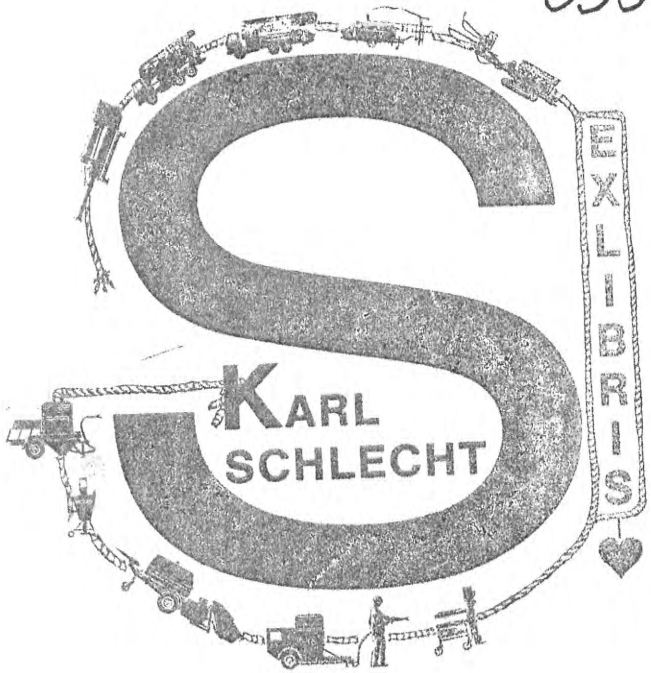
335



1. Auflage 2015
© Elisabeth Sandmann Verlag GmbH, München
ISBN 978-3-945543-10-8
Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Verena von Plüskow
Cover: Jakob Fame und Anja Fuchs
Satz: Anja Fuchs
Herstellung: Peter Karg-Cordes
Druck & Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Besuchen Sie uns im Internet unter:
www.esverlag.de

Michael Bordt SJ

DIE KUNST, SICH SELBST ZU VERSTEHEN

Den Weg ins eigene Leben finden

Ein philosophisches Plädoyer

ELISABETH
SANDMANN

M. Bordt: Die Kunst sich ...

DIE DREI ARTEN DER FREUNDSCHAFT

Wer sich in der Philosophie auf die Suche nach Literatur über Freundschaft und Liebe macht, der wird feststellen, dass dieses Thema eher stiefmütterlich behandelt worden ist. In der griechischen und römischen Antike haben sich Autoren wie Platon, Aristoteles und Cicero des Themas angenommen, aber damit endet dann die große Epoche, in der man sich darüber philosophische Gedanken gemacht hat. Angesichts der existenziellen Bedeutung des Themas mag das überraschen. Es gab zwar immer wieder vereinzelte philosophische Abhandlungen, aber diese machen eher noch einmal deutlich, dass in der Antike eigentlich schon alle Weichen für das Thema gestellt worden sind.

Es ist vor allem eine Unterscheidung von Aristoteles, die bis heute das Nachdenken über Freundschaft und Liebe bestimmt und sich auch in neuen Publikationen zu dem Thema findet: Die Unterscheidung zwischen drei Arten der Freundschaft – der Lustfreundschaft, der Nutzenfreundschaft und der Freundschaft zwischen Guten. Die Aristotelische Unterscheidung ist für unser Projekt, sich selbst zu verstehen, unmittelbar relevant, weil die Lust, der Nutzen oder das Gute jeweils den *Grund* dafür angeben, mit einem anderen Menschen befreundet zu sein. Und wenn wir den Grund dafür kennen, *verstehen* wir, warum diese unsere Freundschaft besteht. Trotz aller Vielfalt menschlicher Beziehungen gibt es laut Aristoteles nur diese drei Gründe: die Lust, den Nutzen oder das Gute – womit Aristoteles das gute, gelungene Leben meint.

Es ist erstaunlich, dass die Aristotelische Unterscheidung bis heute nichts von ihrer Erklärungskraft eingebüßt hat, obwohl wir heute Beziehungen in ganz anderen sozialen Formen leben als vor weit über 2000 Jahren. Vielleicht liegt es daran, dass sowohl Aristoteles als auch wir heute einen sehr weiten Begriff von Freundschaft haben, dass

sehr viele Formen menschlicher Gemeinschaft als ›Freundschaften‹ gelten. Menschen können unsere ›Freunde‹ sein, die wir nie zu Gesicht bekommen – man denke nur an die vielen Facebookfreunde oder die Amerikaner, von denen die Politik nicht müde wird, uns zu versichern, es seien unsere Freunde. Auf der anderen Seite der Skala stehen tiefe persönliche Freundschaften und Liebesbeziehungen.

Es gibt allerdings eine für uns wesentliche Unterscheidung, die man bei Aristoteles vergeblich sucht: die zwischen Freundschaft und Liebe. Das, was wir unter einer Liebesbeziehung verstehen, fasste Aristoteles mit unter Freundschaft. Das mag zunächst irritieren, weil sich eine Liebesbeziehung für uns anders anfühlt als die tiefe persönliche Freundschaft, die uns mit unserem besten Freund oder unserer besten Freundin verbindet, und sie außerdem ganz anders gelebt wird. Für viele Menschen hat ihre Liebesbeziehung die gegenüber ihrer Freundschaft oder ihren Freundschaften größere Bedeutung, schon dadurch, dass man intimer zusammenlebt und dass man sich unter Umständen finanziell voneinander abhängig macht. In Bezug auf unser philosophisches Projekt, uns selbst zu verstehen und damit die Gründe zu kennen, warum ich mich an andere Menschen binde, ist die Unterscheidung zwischen diesen beiden Beziehungsformen aber tatsächlich nicht relevant. Die Art, wie wir Liebesbeziehungen verstehen können, unterscheidet sich nicht grundsätzlich von der Art, wie wir tiefe Freundschaften verstehen können.

So wie das Wort Freundschaft ganz verschiedene Arten von Beziehungen bezeichnet, so verhält es sich auch mit dem Wort Liebe. Oft meint man mit einer Liebesbeziehung eine auch sexuelle Beziehung zwischen zwei Menschen. Andererseits sprechen wir von der Liebe der Eltern zu ihren Kindern oder von Geschwisterliebe, und diese Beziehung hat keine sexuelle Konnotation. Und lieben kann man auch nicht nur Menschen. Man kann das Wettersteingebirge oder eben die

Musik von Vivaldi lieben. Die Unterscheidung von Freundschaft und Liebe legt nahe, dass uns die Menschen und Dinge, die wir lieben, besonders viel bedeuten. Dass sie uns ganz besonders am Herzen liegen. Dass wir uns ganz besonders mit ihnen identifizieren.

Die drei *Gründe*, aus denen Menschen Freundschaften oder Liebesbeziehungen eingehen, hat Aristoteles klar gesehen. Bei der Lustfreundschaft ist der Grund für diese Beziehung eben die Lust, oder, wie man besser sagen könnte, der Spaß, die Gaudi, die Freude, die mir das Zusammensein mit jenem anderen Menschen bereitet. Freundschaften zwischen jungen Menschen, sagt Aristoteles, sind oft Lustfreundschaften. Das ist sicher richtig: Es macht Jugendlichen einfach Spaß, mit ihren Freunden zusammen zu sein und zu feiern.

Der zweite mögliche Grund, warum jemand sich in Freundschaften mit anderen Menschen verbindet, ist der Nutzen, den jemand aus der Freundschaft zieht. Geschäftsfreundschaften sind typische Nutzenfreundschaften. Ich bin mit dem anderen zusammen, weil ich mit ihm ein Geschäft machen möchte, von dem ich selbst einen Nutzen habe. Auch Arbeitsgruppen, bei denen sich Studierende zusammentun, um für die Prüfungen zu lernen, sind Nutzenfreundschaften. Der Nutzen, den ich jeweils von der Beziehung habe, erklärt mir vollständig, warum ich eine Beziehung zu der jeweiligen Person haben möchte.

Es kann auch sein, dass zwei Menschen unterschiedliche Gründe haben, sich miteinander zu befreunden: Alexander kann mit Agnes befreundet sein wollen, weil sie ihm beruflich nützt, während Agnes mit Alexander befreundet ist, weil er so ein witziger Typ ist. Alexander verbindet also mit Agnes eine Nutzenfreundschaft, wogegen Agnes mit Alexander durch eine Lustfreundschaft verbunden ist.

Die Grenzen zwischen den Freundschaftsarten können fließend sein, sie müssen es aber nicht: Wenn ich in einer Arbeitsgruppe jemanden kennenlerne, den ich mag und der meistens gut gelaunt ist,

dann macht es mir vielleicht auch Spaß, mit ihm abends noch ein Bier trinken zu gehen. Andererseits kann ich Freude daran haben, mit jemandem meine Freizeit zu verbringen, dann aber doch erschreckt zurückweichen, wenn ich ihm auf einmal beruflich weiterhelfen soll. Er ist ein netter, lustiger Kumpel, aber zusammenarbeiten möchte ich mit ihm nun wirklich nicht.

Als dritte Art der Freundschaft kennt Aristoteles die Freundschaft zwischen Guten. Diese Freundschaft ist immer gegenseitig. Um diese Freundschaftsform von den anderen Beziehungen abzugrenzen, führt Aristoteles einige Kriterien an, die uns einen ersten Zugang zum Phänomen ermöglichen. Eine Freundschaft zwischen Guten kann man nicht zu vielen Menschen haben. Aristoteles meint, es gibt im Leben eines Menschen wohl kaum mehr als ein paar solcher Freundschaften. Sie erfordern viel Zeit, müssen aufgebaut werden. Die Freunde müssen räumlich nahe beieinander wohnen, damit sie sich so oft wie möglich sehen können. Sie müssen einander mitteilen können, was sie beschäftigt. Die Freunde müssen durch Krisen hindurchgegangen sein. Sie müssen sich in ihrer Freundschaft zueinander bewährt haben. Kurz: Es geht in einer solchen Freundschaft darum, das Leben miteinander zu teilen. Auch wenn das heutzutage manchmal aufgrund von beruflich bedingten Umzügen hauptsächlich telefonisch oder per Skype geschehen mag. Die Kriterien, die Aristoteles aufstellt, machen deutlich, warum er nicht zwischen tiefen persönlichen Freundschaften und Liebesbeziehungen unterscheidet. Die Merkmale gelten ja sowohl in tiefen persönlichen Freundschaften, die einen mit der besten Freundin oder dem besten Freund verbinden, als auch in länger andauernden, partnerschaftlichen Liebesbeziehungen.

Die Unterscheidung zwischen Lust-, Nutzen- und Freundschaft zwischen Guten birgt mehr Sprengstoff, als es zunächst den Anschein haben mag. Mit der Unterscheidung ist nämlich eine handfeste These

verbunden: Der Grund dafür, eine tiefe persönliche Freundschaft oder eine partnerschaftliche Liebesbeziehung zu pflegen, liegt weder in der Lust, also in den guten Gefühlen, die ich dadurch habe, noch in dem persönlichen Nutzen, den ich daraus ziehe. Es handelt sich um eine ganz eigene Freundschaftsform, die durch das gelungene Leben begründet ist. Aber wie kann das gelungene Leben der Grund einer Freundschaft, einer Liebe sein?

Zunächst: Tiefe persönliche Freundschaften und Liebesbeziehungen lassen sich tatsächlich weder durch die Gefühle, noch durch den Nutzen, den man daraus zieht, begründen. Das bedeutet nicht, dass die Freundschaft zwischen Guten nichts mit der Lust- und Nutzenfreundschaft zu tun hat. Im Gegenteil: Die Freundschaft zwischen Guten beinhaltet gleichzeitig sowohl die Lust- als auch die Nutzenfreundschaft. Sowohl der Spaß, den wir mit der besten Freundin haben können, hat eine besondere Qualität, als auch das unvergleichlich tiefe Wohlwollen und das immer wieder beglückende Gefühl, das eine langjährige Liebesbeziehung für uns bereithält. Und natürlich nützt mir auch eine tiefe persönliche Freundschaft oder eine Liebesbeziehung. Aber, und das ist die provozierende These: Weder die positiven Emotionen noch der Nutzen sind der *Grund* für diese Art von Beziehung. Wenn wir verstehen wollen, was der Grund unserer Liebesbeziehung oder unserer guten Freundschaft ist, kommen wir mit Gefühlen und Nutzen nicht weiter.

BRAUCHT DIE LIEBE GROSSE GEFÜHLE?

Dass die tiefe persönliche Freundschaft, die mich mit meinen besten Freund oder meiner besten Freundin verbindet, nicht unbedingt durch die Gefühle, die wir zueinander haben, begründet wird, ist sicherlich

plausibler als die These, dass selbst eine Liebe ihren Grund nicht in den Emotionen hat, die die Liebenden füreinander haben. Jemanden, der das Gegenteil behauptet, nämlich, dass eine Liebe durch die Emotionen begründet wird, nennen wir in der Philosophie einen Emotivisten. Unsere Rose, die sich in Frieda verliebt hat, gehört zu ihnen: Je intensiver die Gefühle, desto tiefer die Liebe. Je oberflächlicher die Gefühle, desto oberflächlicher die Liebe. Eine tiefe Liebe zeichnet sich also durch die Intensität der Gefühle aus, die die Liebenden füreinander haben.

Der Emotivismus ist, wie wir sehen werden, keine gute Theorie der Liebe, aber er lässt uns ein anderes Phänomen verstehen, das eng mit der Liebe verbunden ist: die Verliebtheit. Seit der griechischen Mythologie gibt es für sie ein prägnantes Bild, das ist der Gott Eros, der mit Pfeil und Bogen auf die Menschen zielt und sie trifft, wie es sich gerade ergibt. Dieses Bild drückt eine Erfahrung aus, die jeder von uns schon einmal gemacht hat: Verliebt zu sein ist eine tiefe und sehr bewegende Emotion, und, um im Bild der griechischen Mythologie zu bleiben, nahezu eine Verletzung, die wir erfahren, ohne genau zu wissen warum. Wiewohl wir natürlich viel Großartiges in dem anderen sehen, ist es uns letztlich nicht ganz einsichtig, warum wir uns in den Menschen verlieben, in den wir uns verlieben (die Augen von Eros sind verbunden!). Das Verliebtsein drängt uns dazu, in der Nähe des anderen Menschen sein zu wollen, ihn näher kennenzulernen, intensive Zeiten mit ihm zu verbringen und auch die Sexualität mit ihm zu teilen. Worin der Emotivismus richtig liegt, ist daher die Tatsache, dass unsere Gefühle erst den Wunsch in uns wecken, eine Liebesbeziehung mit einem anderen Menschen einzugehen.

Es gibt in einem der Dialoge Platons, dem *Symposion*, eine berühmte Erzählung, die sogar Einfluss auf Sigmund Freuds Theorie der Verliebtheit gehabt hat. Es ist ein Mythos, den Platon in den Mund eines Komödiendichters namens Aristophanes legt und der die Verliebtheit

und die erotische Anziehung zwischen Menschen oder auch die Kraft des Gottes Eros in einem Bild erklären soll: Die Menschheit hätte ursprünglich in drei Geschlechtern existiert, erzählt Aristophanes. Es habe nicht nur Männer und Frauen, sondern auch Mann-Frauen gegeben. Die Menschen hätten auch eine andere Gestalt gehabt als heute: Sie seien radförmig gewesen und durch die Gegend gerollt. Weil diese Urmenschen nun eine Revolte gegen die Götter angezettelt hätten, seien sie von diesen zur Strafe in zwei Hälften zerschnitten worden. Jeder Mensch heute sei nur die Hälfte dessen, als der er ursprünglich gedacht gewesen sei, und jeder habe nur ein Ziel im Leben: seine andere Hälfte wiederzufinden und sich so zu komplettieren. Wer ursprünglich Mann-Frau gewesen ist, ist heute heterosexuell, wer ein Mann oder eine Frau gewesen ist, findet seine Erfüllung nur in der Liebe zu einem Menschen gleichen Geschlechts. Dieses unbändige Verlangen, zu einer ursprünglichen Einheit und Ganzheit zurückzukehren, das, so Aristophanes, sei der Eros, und er sei damit die Quelle von Heilung und Glück.

Sigmund Freud knüpft der Sache nach an Aristophanes an, wenn er das Phänomen der Verliebtheit erklärt. Er meint, das Phänomen der Verliebtheit sei durch den Wunsch des Menschen zu verstehen, das frühkindliche Trennungstrauma von der Mutter wieder aufzuheben. In der Verliebtheit solle die Einheit zwischen Mutter und Kind wieder hergestellt werden, erwache der Wunsch nach einer Wiederholung der frühkindlichen Symbiose. Sowohl bei Aristophanes als auch bei Freud führt die Verliebtheit zur Aufhebung des Unterschieds zwischen den beiden Menschen. Das Vereinigungsstreben könne sich, so Freud, bis zu dem Gefühl steigern, mit dem Partner nahezu identisch zu sein. Die Verliebtheit gehe bei beiden mit dem Gefühl einher, man sei schon immer füreinander bestimmt gewesen. Sowohl Aristophanes als auch Freud erklären die Verliebtheit als eine Antwort des Menschen auf einen traumatischen Verlust der Einheit zweier Individuen, bis hin zu einem

wichtigen Detail: Sowohl bei Freud als auch bei Aristophanes ist der Bauchnabel das körperliche Merkmal der Trennung. Der Eros drückt sich zwar in einem sexuellen Bedürfnis aus, steht aber im Dienst des viel grundlegenderen Bedürfnisses nach Wiederherstellung der Einheit.

Platon lässt es im *Symposion* nicht bei der Aristophanes' Darstellung bewenden, sondern kritisiert in diesem Dialog auch den Emotivismus, der der Aristophanesrede zugrunde liegt. Laut Aristophanes ist es das Ziel einer Beziehung, mit dem anderen Menschen zu einer ursprünglichen Ganzheit zu kommen. Im Verliebtsein erfährt man schmerzlich, dass man nicht der ist, als der man gedacht war. Man ist bedürftig, und der andere Mensch ersetzt das, was einem fehlt. Ob das Leben gelingt oder nicht, hängt ausschließlich davon ab, ob man rein zufällig seine zweite Hälfte findet. Es gibt nur eine einzige davon. Er oder sie muss ›passen‹. Entweder man hat Glück – dann findet man den Menschen. Oder das Schicksal meint es schlecht mit einem – dann bleibt man sein Leben lang unvollständig und kann nicht glücklich werden. Es gibt nichts in einer Liebesbeziehung, das man gestalten könnte, geschweige denn gestalten müsste. Für Überlegungen, Abwägungen, Lebensplanung, gemeinsame vernünftige Entscheidungen gibt es keinen Platz.

Dass eine langjährige Partnerschaft oder Ehe jedoch ohne gemeinsame Gestaltung der Beziehung und ohne gemeinsame Planungen und Überlegungen gar nicht zu leben ist, wird jeder wissen, der eine solche führt. Eine große Liebe beginnt mit der Verliebtheit, also mit dem Gefühl, seit Ewigkeiten füreinander geschaffen zu sein oder aber im Gegenteil mit dem anderen in eine schöne neue Welt eintreten zu können. Diese intensive emotionale Phase hält aber bei niemandem ewig an. Damit aus den gegenseitigen Gefühlen der Verliebtheit eine echte Liebe, also eine Lebensgemeinschaft zwischen zwei Menschen wird, müssen beide die Liebe gestalten – und ohne Nachdenken, also ohne Vernunft, geht das nicht.

Was für die Verliebtheit und in abgeschwächter Form auch für den Beginn einer Freundschaft gelten mag, die man ebenso zunächst eingeht, weil es kurzweilig und schön ist, mit dem anderen Zeit zu verbringen, und man fasziniert vom anderen sein mag – das gilt nicht für die Liebe, nicht für die Freundschaft zwischen Guten: Der Grund dafür, eine Liebesbeziehung oder auch eine enge Freundschaft zu leben, sind nicht die guten Gefühle, auch wenn es mir oft so gehen wird, dass ich mich freue, die Partnerin oder auch die beste Freundin zu sehen. Die Freude am Zusammensein mit dem anderen Menschen ist aber nicht der Grund dafür, mit ihm zusammen sein zu wollen, sondern eine Begleiterscheinung. Ich möchte mich nicht nur deswegen mit meinem Freund oder meiner Freundin treffen, damit ich mich endlich mal wieder etwas besser fühle, sondern ich möchte mich treffen, weil ich mit ihm oder mit ihr zusammen sein will. In einer Liebe oder einer tiefen persönlichen Freundschaft verzwecke ich den anderen nicht für meine guten Gefühle. Ansonsten würde ich, sobald ich aus den Treffen mit der Freundin gedrückt und traurig herausgehe – zum Beispiel weil sie in einer Krise ist oder im Krankenhaus im Sterben liegt – einfach die Freundschaft aufkündigen. Daran würde allerdings nur deutlich werden, dass die Beziehung nie eine tiefe persönliche Freundschaft oder eine ›wahre Liebe‹ gewesen ist, sondern lediglich eine Lust- oder Nutzenfreundschaft.

Wenn die positive Gefühlslage auch nicht der Grund für eine langjährige Partner- oder Freundschaft ist, so ist beides ohne Gefühle doch auch nicht denkbar. Es ist aber nicht die Intensität der Gefühle, sondern eher ein liebender Blick, ein tief empfundenes Wohlwollen gegenüber dem anderen Menschen, was die Beziehung konstant emotional begleitet. In einer etwas technischeren Art spricht man in der Philosophie so wie in der Mathematik von notwendigen und hinreichenden Bedingungen. So wären die positiven Emotionen eine notwen-

dige Bedingung jeder tiefen Freundschaft oder Liebe. Das bedeutet, dass es keine echte Liebe und keine tiefe Freundschaft ohne positive Emotionen gibt. Aber die positiven Gefühle sind keine hinreichende Bedingung. Das bedeutet, dass sie allein nicht ausreichen, um enge persönliche Freundschaften oder Liebesbeziehungen zu verstehen. Es muss über die Emotionen hinaus noch etwas anderes geben, wenn von Liebe oder tiefen Freundschaften die Rede sein kann.

DER NUTZEN DER LIEBE

Wer behauptet, dass der Grund einer tiefen persönlichen Freundschaft oder einer Liebe der Nutzen sei, den jeder daraus ziehe, ist Utilitarist. Das Wort leitet sich vom Lateinischen utilitas ab, was ›Nutzen‹ bedeutet. Der Nutzen begründe jede Beziehung, meint der Utilitarist, also auch die tiefe Freundschaft und die Liebe: Ich verstehe vollständig, warum ich jemanden liebe oder in einer tiefen Freundschaft zu ihm stehe, wenn ich den Nutzen kenne, den ich davon habe.

In einer Hinsicht hat ein Utilitarist sicherlich Recht. Auch tiefe persönliche Beziehungen haben einen Nutzen für mich, und wenn ich überhaupt nicht weiß, was mir meine Liebesbeziehung oder Freundschaft bringt, dann habe ich sie nicht verstanden – und mein Leben und damit auch die Beziehungen darin zu verstehen, das ist ja ein Etappenziel auf dem Weg dazu, mich selbst zu verstehen. Der Utilitarist aber schießt über sein Ziel hinaus. Seine These ist zu stark. Ich kann ja sehr wohl in der Lage sein, den Nutzen aus einer Beziehung anzugeben, ohne dass er der ureigene *Grund* dafür ist, sie zu leben. Mir nützt die Beziehung, aber meine Motivation, die Beziehung zu leben, ist eine andere. Auch hier passt die Unterscheidung zwischen notwendiger und hinreichender Bedingung: Der Nutzen ist eine notwendige Bedingung

jeder tiefen Freundschaft oder Liebe. Das bedeutet, dass es keine Liebe ohne Nutzen gibt. Aber der Nutzen ist keine hinreichende Bedingung. Er reicht allein nicht aus, um tiefe persönliche Freundschaften oder Liebesbeziehungen zu verstehen.

Die Auseinandersetzung mit dem Utilitarismus ist nicht nur eine theoretische Spielerei, sondern betrifft ganz unmittelbar unser Verständnis vom Menschen. Denn wenn der Utilitarist Recht hätte, dann wäre jeder Mensch im Grund seines Herzens ein Egoist. Vordergründig altruistisches oder selbstloses Verhalten wäre nichts anderes als subtiler Egoismus. Ein Mensch ist ja dann altruistisch oder uneigennützig, wenn der Grund und die Motivation dafür, etwas für jemand anderen zu tun, der andere Mensch ist – und nicht der Nutzen, den ich davon habe. Ein utilitaristischer Egoist würde nun behaupten, dass wir uns irren, wenn wir meinen, wir täten etwas allein für das Wohl eines anderen Menschen. Man müsse nur genau schauen. Ich gebe dem Bettler an der Straßenecke nur deswegen Geld, ich engagiere mich für die Menschenrechte und begleite meine Freundin nur deswegen ins Krankenhaus, damit ich mich danach moralisch besser fühle oder doch wenigstens nicht schlecht, weil ich an der Not vorübergegangen bin und mich daher mein Gewissen plagt. Weil ich also einen Nutzen davon habe.

Was natürlich stimmt: Ich habe *auch* einen Nutzen davon. Aber dieser Nutzen ist nicht der originäre Grund für meine Hilfeleistung. Es ist an dieser Stelle hilfreich, zwischen Egoismus und *Selbstbezug* zu unterscheiden. Ein Egoist ist jemand, der nur wegen des eigenen Nutzens etwas für andere tut. Ein Altruist ist jemand, der etwas zum Wohl eines anderen Menschen tut. Das tut er aber natürlich, weil er denkt, dass es besser oder richtig so ist. Es gehört zu seinem Selbstverständnis, etwas für andere tun zu wollen, und dieses Selbstverständnis drückt sich in seinen konkreten Handlungen aus. Er hat also einen Nutzen

davon, weil sich in der altruistischen Handlung seine Art, Mensch sein zu wollen, manifestiert. Dieser Selbstbezug ist aber nicht egoistisch, sondern buchstabiert nur aus, was es heißt zu handeln. So wie sich ein Künstler in seinen Werken ausdrückt, so drückt sich in altruistischen Handlungen die eigene Vorstellung davon aus, wer ich selbst sein und auf welche Art ich leben möchte. Aus dieser Selbstbezüglichkeit gibt es kein Entkommen, denn immer wenn ich etwas tue, hat das diesen Bezug zu mir, schon allein, weil ich es bin, der etwas tun will. Aber das macht einen deswegen noch lange nicht zum Egoisten.

Der Selbstbezug besteht anders ausgedrückt also darin, dass ich eine bestimmte Vorstellung vom gelungenen Leben habe. Diese Vorstellung hat aber stets eine normative, bindende Kraft. Das bedeutet, dass ich mich in meinen Entscheidungen und Handlungen von dem Ideal meines Lebens, das wir im zweiten Kapitel bedacht haben, und von meiner Vorstellung des gelungenen Lebens prägen lasse. In diesem Sinn kann alles, was jemand entscheidet und tut, Ausdruck seiner Vorstellung des gelungenen Lebens sein. Und diese Vorstellung kann beinhalten, dass die Motivation seiner Handlungen das Wohl des anderen Menschen ist.

EIN GELUNGENES LEBEN IN LIEBE

Bei der dritten Art der Freundschaft, der Freundschaft zwischen Guten, kommt, wenn wir Aristoteles folgen, zu dem Nutzen und der Freude aneinander noch etwas Drittes hinzu, das die langjährige Liebe zwischen zwei Menschen oder die tiefe persönliche Freundschaft begründet: Die gemeinsame Auffassung des gelungenen Lebens. Wenn in einer Nutzenfreundschaft meine Freundin mir nicht mehr nützt, weil sie beispielsweise ständig unvorbereitet in die Arbeitsgruppe kommt, dann bin ich frei, diese Beziehung zu lösen. Wenn mich mit meinen